

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 141.

Berlin, Sonnabend den 23. November

1844.

Brasilien.

Umschau in Rio-Janeiro.

Ein grandioser Anblick, der sich dir bei der Einfahrt in den unermesslichen Hafen von Rio-Janeiro aufthut! Zu beiden Seiten riesige Gebirgsmassen, von den lieblichsten grünen Thälern unterbrochen; rechts ein herrlich gelegenes, weißglänzendes Schloß, auf dessen Zinnen das grüne und gelbe Fähnlein vom Haupte des seewärts kommenden Windes bewegt wird, zu dessen Füßen drei Reihen Batterien terrassenartig hinter einander aufsteigen; gegenüber eines jener bizarren Naturspiele, eine länglich schmal sich erhebende Granitmasse, etwa tausend Fuß hoch, der Zuckerhut benannt, dem Ansehen nach unzugänglich. Noch weit launenhaftere Form zeigt der gebirgige Hintergrund, wenn du ihn vom Schiffe aus betrachtest, da, wo es eben in den Hafen einsegelt: die Form eines auf dem Rücken liegenden Alten, stattlichen Körperbaues, mit besonders erhabener römischer Nase. Einen wahrhaft komischen Eindruck gewährt die Deutlichkeit, mit der jeder Theil des phantastischen Gebildes erkannt wird; man unterscheidet Kopf, Hals, Brust, Schmeerbauch, Kniee, ja selbst die einzelnen Zehen, aber die Ehre eines eigenthümlichen Namens ward nur dem hervorragendsten Theile des Gesichtes: er heißt Lord Hood's Nase und bildet, für sich allein betrachtet, eine ziemlich bedeutende Gebirgskuppe. Wo diese Ansicht aufhört, öffnet sich rechts eine fast kreisförmige, etwa sieben engl. Meilen im Durchmesser haltende Bucht, die Fünfklafter-Bai genannt. Zur Seite der pfortenartigen Einfahrt erhebt sich ein mit Gras bewachsener hoher Fels, der eine Kapelle auf dem Rücken trägt und durch eine leichte hölzerne Brücke, malerisch von Spitze zu Spitze hüpfend, mit dem Festlande in Verbindung steht.

Dieser Bucht gegenüber liegt, eingehüllt in staubartigem Nebel, Rio-Janeiro, zwischen zwei mit Batterien versehenen Hügeln, über welche hinaus zahlreiche Kirchen und Klöster ihre Kuppeln erheben. Dicht dahinter erblickt man die steil emporsteigenden Höhen zweier bedeutenden Berge, des Corcovado und des Tejuca, ganz mit dichten Wäldungen vom dunkelsten Grün bedeckt. Aber hier kommen wir an die Schattenseite des schönen Gemäldes — die Einfarbigkeit des Pflanzengrüns, das überall in Berg und Thal dieselben dunkeln Tinten zeigt, unterbrochen nur von den grauen Linien der Granitmassen oder den Landhäusern, die wie weiße und rothe Pünktchen erscheinen. Wie himmelweit verschieden von den Gegenden unseres europäischen Klima's mit dem reichsten Farbenwechsel, wo das Grün von der äußersten Gränze des Goldgelben durch alle Abstufungen hindurch spielt bis zu dem dunkelblau gefärbten Tone ferner Hügelketten! Blau scheint aber der hiesigen Atmosphäre gänzlich zu mangeln; bei der wärmsten Luft eines schönen Sommerabends haben die Gebirgsketten, welche den Horizont begrenzen, eine schwarzgraue Färbung, als wären die Zwischenräume überall mit Staubmassen erfüllt.

Von der Stadt seitwärts, mehr zur Rechten gekehrt, erblickst du die glänzende Oberfläche des mit Inseln reichbesetzten Binnensees, welcher der eigentliche Hafen genannt wird und dessen jenseitiges Ufer außer dem Bereiche des Auges liegt; nur einen langgedehnten mächtigen Vergrüden, sägenartig gezackt, siehst du in weiter Ferne, der dir etwa ein Viertel des Horizontes versperrt. Dieses Wasserbecken, das hundert Meilen im Umfange und Raum genug haben soll, alle Schiffe der Welt zu bergen, war, als ich es sah, an dem der Stadt gegenüber liegenden Theile mit Fahrzeugen aller Art bedeckt; Kaufahrtschiffe drängten sich rings um die Küste, Kriegsschiffe in glänzender Zier umgaben sie meerwärts. Da sah man englische, französische, brasilianische, neapolitanische, sardinische Fregatten, Korvetten, Briggs und Schooner, — ein so prächtiger als Achtung gebietender Anblick, besonders wenn sie alle, durch irgend ein politisches Begehn in der Residenz aufgefördert, zu gleicher Zeit salutirten.

Jetzt schweifen deine Blicke über die stolzen Wasser-Paläste hinaus, dort auf die zierliche Bucht jenseits der Meerenge, wo die weißen Mauern der anmuthigen kleinen Weiler, Praya-Grande und San-Domingo, im Sonnenschein erglänzen.

„Seh' ich recht?“ rufft du plötzlich aus, mit schreckersüllten Zügen nach einem Punkte hinstarrend — „siehst doch — im Wasser dort — etwa fünfzig Schritt von hier entfernt — seht nur hin — bei Gott, ein Mensch!“

„Ja freilich, ein Mensch.“

„So seht doch die Böte aus — wie könnt Ihr denn so ruhig bleiben?“

„S ist ein Todter, mein guter Herr.“

„Wie wollt Ihr das erkennen? Und wäre dem so, müssen wir nicht den

Körper retten, eine Untersuchung anstellen, die Veranlassung des Todes erforschen, jedenfalls für ein christliches Begräbniß Sorge tragen?“

„Pa ha ha! — verzeiht, guter Herr, aber ich muß lachen; — Ihr seyd nicht in England, Ihr seyd jetzt an der anderen Seite des großen Häringteiches, in Amerika, in der neuen Welt, in der Welt der Republiken und der Freiheit, wo man alle Tage mit menschlichen Geschöpfen Handel treibt wie mit anderen Waaren, — und jener Körper dort ist der eines Sklaven.“

„Unmöglich! — Ihr seht doch wohl, daß es ein Weißer ist!“

„Verzeiht, Ihr seyd abermals im Irrthum. Das ist nur eine der verschiedenen Methoden, nach denen Meister Tod die Gleichheit der Schwarzen und Weißen lehrt. Das Wasser hat das Schwarz der Neghaut aufgelöst und weggewaschen, — oder habt Ihr jemals so frisches rosiges Weiß auf den Wangen einer celtischen Schönheit gesehen?“

Jetzt hat die wachsende Fluth den Gegenstand des Gesprächs ganz dicht an das Schiff geschwemmt, und halb neugierig, halb schauernd übergelehnt, siehst du ihn, ein Spiel der kurzen Wellen, hin und her an die Planken schlagen. Ganz deutlich erscheint er nun als ein längst in Auflösung übergegangener Leichnam, auf dem Rücken schwimmend, Hände und Füße ausgestreckt, Kopf herabhängend. Es ist wirklich ein Neger; an Händen und Füßen ist die ursprüngliche Hautfarbe unverändert geblieben, was ihm das Ansehen eines Weißen mit schwarzen Handschuhen und Strümpfen giebt. Du siehst ein Heer kleiner Fische an dem Fleische zupfen, bald loslassen, bald wieder anbeißen, und nimmst dir in Gedanken vor, unter keiner Bedingung in Amerika Fische zu genießen. Aber dort der dunkle Gegenstand, der so tief ins Wasser reicht, worauf die Fische immer wieder zuschwimmen und den sie mit ihren Schwänzen in zitternde Bewegung setzen, — was ist denn das? Ein Strick, der von dem Halse des Leichnams herunterhängt.

„Er ist ermordet worden!“ rufft du aus.

„Nicht doch, er kann einer gewöhnlichen Krankheit erliegen, er kann auch vor Hunger gestorben seyn, wenn nämlich sein Herr seinen Zustand hoffnungslos und ihn des Futters nicht mehr werth gefunden.“

„Aber der Strick?“

„Denkt, Euer Hund sey an der Räude krepirt, in der Nähe befinde sich ein Fluß — werdet Ihr da nicht irgend einem Wüthen aus der Nachbarschaft den Auftrag geben, die todte Bestie mit einem Stricke, einen Stein ans andere Ende geknüpft, hinein zu spediren, damit sie sicher am Boden bleibe?“

„Nein, das würd' ich nicht; ich würd' dem armen Thiere ein anständiges Grab im Garten vergönnen.“

„Recht schön, aber in Brasilien machen sie's anders. Wenn ein Hund — wollt' ich sagen, ein Neger — krepirt ist, dann müssen ihn seine farbigen Brüder an dem Stricke hierher schleppen, und hinein mit ihm ins Meer!“

„Kann das wirklich vorkommen? Ihr werdet mich doch nicht glauben machen wollen, daß so was in den Vereinigten Staaten geschehe? Schwerlich dürften Menschen, in deren Adern ein Tropfen angelsächsischen Blutes fließt, solche Ungebeuer seyn.“

„Ja, seht, ich bin niemals in Nord-Amerika gewesen, kann folglich nicht aus eigener Erfahrung über dies Menschenhandel treibende Freiheitland urtheilen; so viel weiß ich, daß die Kaufleute englischer und nordamerikanischer Abstammung hier bei uns nicht einen Gran mehr Mildthätigkeit besitzen, als die eingebornen Brasilianer.“

„So ist denn der Anblick solcher umherschwimmenden Leichen nichts Ungeöhnliches?“

„Jeder Schiffs-Capitain, der irgend mit Brasilien Handel trieb, kann Euch von Hunderten erzählen.“

„Welche Unmenschlichkeit!“

„Laßt es nur endlich dabei bewenden; schaut lieber nach der Stadt hin, mit der dichten Rauchwolke darüber und dem grün bekleideten Corcovado im Hintergrunde. — Das Boot ist bereit, wir können nun ans Land gehen. — So, jetzt werft, eh' wir abhosen, noch einen Blick auf die kleinen Lastschiffe da drüben! Das sind Sklavenschiffe, und in jedem befinden sich etwa 350 Neger.“

„Daß Gott erbarm! Das scheinen ja Schiffe von höchstens vierzig bis fünfzig Tonnen, — wie können sie denn einer solchen Menge Raum gewähren?“

„Ja, seht, man muß es mit den Sklaven machen wie mit den Waaren; sie werden gehörig gepackt.“

„Aber dabei muß ein großer Theil umkommen!“

„Allerdings; wenn sie die halbe Ladung lebendig herüberbringen, dann nennen sie's ein gutes Geschäft, und hat Einer diese Hälfte wohlbehalten ans Land gebracht, so kann er nach einer einzigen Fahrt sein Glück gemacht haben. Jeder gesunde junge Neger gilt auf dem Marke seine zweihundert Pfund; seit den Bemühungen Euror Landsteute, den Sklavenhandel zu unterdrücken, ist der Preis und somit auch die Verführung gestiegen, sein Geld in solcher Waare anzulegen, und erst neulich hört' ich Jemanden sagen, er habe bei dem Geschäft in Zeit von fünf Jahren fünfundsreißigtausend Pfund auf die Seite gebracht. Von einem jener Transportschiffe weiß ich noch ein Hühnchen, das Euch während der Ueberfahrt die Zeit vertreiben soll. Da waren zwei junge Neger, ein Mädchen und ein Bursche, wahrscheinlich von einer und derselben afrikanischen Küste gestohlen und auf demselben Segler herübergebracht, in das zur Aufnahme dieser Gäste bestimmte Fahrzeug transportirt worden, und bald gewährte man die unverkennbaren Zeichen gegenseitiger Zuneigung zwischen ihnen, — das schwarze Pärchen mochte wohl so eine Art Liebesverhältnis schon in seiner Heimat angeknüpft haben. Einigen der jüngeren Schiffsoffiziere fiel es ein, sich auf Kosten des Negers einen Spaß zu machen, und eines Abends sagten sie ihm sehr ernstlich, er werde nächsten Morgen von seinem Feindsiebchen Abschied nehmen müssen, weil die Schöne zu einem nach dem britischen Westindien bestimmten Transporte gehöre. Der arme Teufel schien sich zwar die Mitteilung sehr zu Herzen zu nehmen, aber den Erfolg hatte Niemand erwartet, — am Morgen fand man ihn todt, von eigener Hand erdroffelt. Die Möglichkeit des Selbstmordes durch Erdrosselung — Hängen ist schon weit mehr plausibel — dürfte von Manchen in Zweifel gezogen werden, da der Schmerz, besonders das peinliche Gefühl der Athemlosigkeit, dem Entschlossenen den Muth rauben und endlich die Kräfte so schwächen muß, daß die frische Luft wieder in die Lunge dringt und den ganzen Versuch vereitelt. Hier aber gab die Ausführung von dem Muth und der Festigkeit dieses schwarzen Romeo Zeugnis; er hatte ein Taschentuch oder einen Strick rund um den Hals gewunden, und ein Stäbchen hindurchgesteckt, das er so lange um und um drehte, bis er den letzten Odem aushauchte, — ein Beweis für den Glauben gefühlsvoller Gemüther, daß unabhängig von der Hautfarbe das Herz in allen Regionen sein Recht behauptet.“

„Welch eigenthümlicher Roman!“

„Nichts weniger als Roman — wahre Geschichte — und noch dazu vor kaum einem halben Jahre passiert. Nun sind wir am Landungsplatz. Das große Gebäude hier geradeüber ist ein Gasthof, „Hotel Pharour“, wie das Schild besagt, das andere dort an dem Plage ist der Palast des Kaisers, — und wahrhaftig, da habt Ihr ihn selber, der kränklich blasse Knabe in blauer Uniform mit goldenen Epauletten, der, am Fenster stehend, den ungeschickten Evolutionen der Truppen zusieht. Ein einfaches schmuckloses Gebäude, der Palast, aber von bedeutendem Umfange. Eine bedeckte auf drei Bogen ruhende Brücke verbindet ihn, über die Straße hinwegziehend, mit einem anderen noch größeren Flügel, der an eine Kirche stößt. Das Ganze, mit Ausnahme der Kirche, entbehrt so sehr jeder architektonischen Zier, daß es ausseht wie eine Baumwollen-Manufaktur.“

Die Hauptstraße der Residenz, Rua Direita, ist breit und hell, enthält aber keine prächtige Kaufläden, sondern düstere, staubige Magazine, in denen es jedoch sehr geschäftig zugeht; in der Rua do Duvidor oder französischen Straße konzentriert sich aller Glanz der Juwelen-, Fuß-, Tuch- und anderer Modewaaren-Handlungen. Merkwürdig, daß die meisten Engländer in Rio-Janeiro wohlhabende Kaufleute sind, in deren Händen fast das ganze Handelskapital sich befindet; hingegen besteht die Mehrzahl der Franzosen, deren es hier nicht wenige giebt, die sogar ein eigenes Theater haben, aus Krämern, Bäckern und Gastwirthen. Die Engländer haben kein Theater, aber einen vortrefflichen Lesezirkel und eine hübsche kleine Kirche.

So wie man nur den Fuß ans Ufer setzt, sieht man eine Menge schwerbepackter Neger nach allen Richtungen hin laufen. Männer und Frauen tragen Alles auf dem Kopfe. Da taumelt Einer unter einem ungeheuren Waarenballen über den Weg, ein Anderer trägt ein mächtiges Wassergefäß auf seinem Schädel, ja selbst der Transport der Bausteine aus den Steinbrüchen geschieht auf dieselbe Weise. Man hört sie dabei eine Art monotoner Lieder absingend, was die Arbeit sehr zu erleichtern scheint; manchmal ist es ein einziges Wort, das sie nach jedem vierten oder fünften Schritte laut und vernehmlich wiederholen; manchmal ein ganzer Spruch, eben so regelmäßig wiederkehrend. Sind ihrer Mehrere beisammen, so gewinnt dieser Gesang etwas Musikalisches; Einer pflegt dann wohl die Pausen mit der Bewegung einer Klapper, wie sie in England die Kinder haben, auszufüllen, die er mit der linken Hand schüttelt, während die Rechte die Last auf dem Kopfe unterstützt.

Man kann eben nicht behaupten, die Neger hätten ein leidendes und unglückliches Aussehen; vielmehr scheinen sie immer in der besten Laune, sie treiben Scherz und lachen, wie sie einander begegnen. Da, wo Mehrere versammelt sind, z. B. bei den öffentlichen Brunnen, lassen sich die Ausbrüche ihrer Heiterkeit in weiter Ferne vernehmen; man sieht alte Graulöpfe einander Rippenstoße geben und sich herumprügeln wie die Kinder, in kleinen Gruppen zu drei oder vier — immer mit den schweren Lasten auf dem Kopfe — ordentliche Spiele aufführen, und während ihr eigenthümliches, durchdringendes Gelächter durch die Straßen schallt, schauen die vorübergehenden Brasilianer mit so ernsten oder vielmehr gleichgültigen Blicken auf sie, wie wir etwa auf ein wieserndes Droschkenpferd.

(Schluß folgt.)

England.

Ueber den Werth und das Wesen des englischen Geschwornengerichts.

(Schluß.)

Fragt man nun, ob sich die englische Jury auf irgend ein anderes Land übertragen lasse, so ist hierbei zu untersuchen: 1) ob die politischen und gerichtlichen Institutionen des Landes es wünschen lassen, daß sie in dem Sinn der englischen Jury modifizirt werden, ob man den Mangel solcher Garantien darin bemerkt, und 2) ob das Land die Elemente darbiete, die zur Einsetzung einer Jury erforderlich sind.

1. Permanente Richter können es leicht an Unabhängigkeit fehlen lassen, oder sie können in der Erforschung der gerichtlichen Wahrheit durch eine mangelhafte Kriminal-Prozedur gehemmt oder irre geführt werden.

In den Monarchien, wo die Richter von dem Fürsten oder seinen Ministern ernannt werden, können sie jedoch, wenn sie unabsehbare sind, ihre Unabhängigkeit behalten; doch läßt sich dies nicht a priori aus dem bloßen Inhalt der Verfassung entscheiden. Die Organisation der Gesellschaft, die Sitten und viele andere Ursachen üben hier einen Einfluß, dessen Resultat nur vermittelt der Erfahrung vollständig erkannt wird. In England gelten die Richter, obgleich sie unabsehbare und auch fast keiner Beförderung fähig sind, nicht für unabhängig, wenn es sich um politische Vergehen handelt, und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fehlte wenig, daß sie selbst die Intervention der Jury in den Libellprozessen illusorisch machten. In Frankreich sind die Richter unabsehbare; aber auf ihrer Laufbahn winken ihnen so viele Stufen vom Friedensrichter bis hinauf zu dem ersten Präsidenten des Cassationshofes oder zum Großsiegelbewahrer, und die niederen und mittleren Stellen, die der Räte der königlichen Gerichtshöfe mitgerechnet, werden so schlecht besoldet, daß das Streben nach Beförderung fast dieselben Wirkungen hervorbringen muß, als es die Absehbare thun würde.

In der Repräsentativ-Demokratie werden die Richter mit wenigen Ausnahmen von der Legislatur erwählt und sind folglich mehr oder weniger von dem Geist der regierenden Majorität beseelt oder dieser Majorität unterworfen. Besteht die Legislatur aus einer einzigen Kammer, und die Richter selbst sind oder können Mitglieder derselben seyn, und werden sie nur für einen kurzen Zeitraum erwählt, wie in den meisten Kantonen der Schweiz, dann kann man behaupten, daß ihre Unabhängigkeit für die Minorität nicht hinreichend gesichert ist. In den Vereinigten Staaten dagegen, wo die Richter von dem Chef der exekutiven Gewalt im Verein mit dem Senat erwählt werden, wo sie ferner unabsehbare, zu anderen Functionen nicht wählbar sind und wo sie reichlich besoldet werden, sind sie so unabhängig, als dies unter demokratischen Institutionen möglich ist. Die Richter sind in Amerika die einzigen Beamten, die sich nicht unter die Allmacht der Majorität zu beugen brauchen; sie sind daselbst viel unabhängiger als die Jurys.

Zu den Ursachen, welche in einem Lande die Einführung der Jury in den Organismus der Justiz wünschenswerth machen können, gehören auch alle die Regeln und Formen, nach denen permanente Richter verfahren und deren Einfluß auf ihren Geist sie bei der Auffassung der Wahrheit irre leiten kann. Dahin gehört namentlich das System der gerichtlichen Beweise, welches bei dem Richter gleichsam eine künstliche Ueberzeugung schafft, eine Ueberzeugung, die sich unabhängig von den Eindrücken bildet, welche die Thatfachen auf ihn machen, und von den Urtheilen, welche sein Geist, sich selbst überlassen, gefällt haben würde. Um diese Quelle des Irrthums zu entfernen, genügt es nicht, das System des Beleges abzuschaffen und die Richter ihren Eindrücken und Inspirationen zu überlassen. Die geistigen Gewohnheiten einer ganzen Klasse von Beamten werden nicht so mit einem Federzuge abgeschafft, wenn sie in Prinzipien ihre Quelle haben, die mehrere Jahrhunderte gelebt und theoretisch und praktisch sowohl in der Wissenschaft als im Leben geherrscht haben.

Ueberdies ist das System der gesetzlichen Beweise selbst da, wo es aus der Kriminal-Prozedur verschwunden ist, wenigstens theilweise im Civilprozeß beibehalten worden, wo es vielleicht nicht ganz zu entbehren ist. Es behält also überall einen Platz in der Wissenschaft des Rechts und in der Praxis der Gerichte. In den Ländern, wo die Richter, wie in England, wenig zahlreich sind, wo sie lange und tiefe Studien gemacht haben müssen, wo ihre Studien und Functionen ihnen wenig erlauben, das praktische Leben der verschiedenen Klassen der Gesellschaft kennen zu lernen, kann man erwarten, daß sie bei der Erforschung der faktischen Wahrheit Formeln und Methoden anwenden, die dem positiven Recht entnommen und denen sie seit lange ihre Ueberzeugung als Menschen unterzuordnen gewohnt sind. Man wird sie naiv sagen hören: „Als Mensch würde ich freisprechen, als Richter muß ich verurtheilen“ oder umgekehrt.

Dagegen giebt es manches Land, wo die Kriminal- und Civilrichter nicht aufhören dem Leben anzugehören, wo der wissenschaftliche Apparat, der von ihnen verlangt wird, keine Studien erfordert, die bei ihnen geistige Gewohnheiten erzeugen. Diese, indem sie mit den Eigenschaften des Geschwornen einen Theil der Kenntnisse und der Achtung für die Formen, die dem Rechtsgesetzten eigen sind, verbinden, können, vermittelt gewisser Garantien in der Organisation, die bestmöglichen Kriminalgerichte bilden.

2. Ist die Einführung der Jury in einem bestimmten Lande aus einem der angeführten Gründe für wünschenswerth erkannt, so fragt es sich noch, ob sie möglich ist, d. h. ob das Land die dazu notwendigen Elemente besitze; denn um ein Haus zu bauen, braucht man nicht bloß einen Baureis, sondern auch Materialien. Man würde besser daran thun, die schlechtesten permanenten

Richter zu behalten, als eine noch schlechtere Jury an ihre Stelle zu setzen. Eine Gesellschaft kann so organisiert seyn, daß es unmöglich ist, die Elemente zu einer guten Jury in ihr zu finden, weil sie keine hinreichend unabhängige und gebildete Mittelklasse enthält. Würde man z. B. in Rußland, in Polen, in gewissen Gegenden Deutschlands Leute finden, aus denen sich eine Jury bilden ließe? Haben nicht selbst in England, bis lange nach der Revolution, die Geschichtschreiber und Publizisten sich bitter über die Servilität und Parteilichkeit der Jurys beklagt? Wir haben es schon oben gesagt, daß die Institution der Jury sich nicht daseibst erhalten hätte, wenn die Kriminalgerichtsbarkeit in den Händen von Lokalrichtern gewesen wäre, deren Unabhängigkeit den Bevölkerungen gewisse Garantien dargeboten hätte.

Wenn die Elemente da sind, bedarf es noch eines Mediums, sie auszuscheiden. Wozu nützt es, daß von hundert Bürgern zehn vollkommen fähig sind, die Funktionen von Geschworenen zu erfüllen, wenn wir kein Mittel besitzen, sie herauszufinden oder ihnen ausschließlich diese Funktionen zu erteilen?

Zuerst kommt es darauf an, die unterste Klasse auszuschließen, die keine genügende Geistesbildung besitzt. Dies thut das englische Gesetz, indem es Kategorien schafft, und dieses Verfahren ist im Allgemeinen in den monarchischen Gesellschaften anwendbar. Aber da die allgemeine Liste jedes Distrikts zahlreich seyn muß, damit die Last den Bürgern nicht zu schwer falle, und es aus demselben Grunde nicht möglich ist, die ganze Liste einzuberufen, so muß man ein „Panel“ für jede Session bilden, und das englische Gesetz vertraut die Zusammenstellung desselben dem Sheriff der Grafschaft, der weder ein Richter noch ein besoldeter Beamter ist. Das Panel ist also das vereinigte Produkt der Intelligenz des Gesetzgebers und der einer vollkommen unabhängigen Magistratur.

Es ist sehr zu bezweifeln, daß man anderswo als in England einen Beamten finden oder schaffen kann, der eine Stellung einnimmt wie der Sheriff, und man würde die Institution der Jury wesentlich entstellen, wenn man die Bildung der Panels dem Lokalrichter, der in den Assisen den Vorsitz führen muß, oder sonst einem Administrativbeamten anvertraute. Bekanntlich wird in Frankreich das Panel durchs Loos gezogen; aber das Loos ist blind und kann oft in Prozessen, wo der Parteigeist zu fürchten ist, auf Leute fallen, deren Entfernung am meisten zu wünschen wäre.

In den Demokratien der Vereinigten Staaten und der Schweiz, wenigstens in denen, wo das allgemeine Stimmrecht herrscht, wird das Problem der Zusammensetzung der Jury durch den Mangel jeder gesetzlichen Kategorie fast unauslösllich. Wem soll man die Bildung der allgemeinen Liste anvertrauen? Den Municipalitäten, wie in den Staaten der Union, oder einer Kommission der Gesetzgebung wie in Genf? Der erste Modus giebt keine Garantie für die Ausschließung der Inkapacitäten, der zweite keine gegen die politischen Leidenschaften der Majorität. Wo ließe sich überdies in diesen Republiken eine Klasse von Bürgern finden, die man frei von politischer Befangenheit nennen kann, oder von jenem eisernen Joch, womit die Meinung der Majorität auf Jedem lastet, der eine Funktion im Staate ausübt! Permanente Richter, selbst wenn sie von der Legislatur ernannt werden und absetzbar sind, sind unabhängiger, weil sie für die Gesamtheit ihrer Handlungen gegen die Legislatur, gegen die Mehrheit der Wähler des ganzen Landes, gegen die aufgeklärteste Meinung verantwortlich sind. Ihre ganze Laufbahn ist dem Urtheil des Publikums unterworfen, und ihre Unparteilichkeit, wenn sie einmal in den Augen aller Parteien konstatiert ist, wird für sie das sicherste Mittel seyn, Ehre, Achtung und Sicherheit zu erwerben. Aber der Geschworene ist nur für einen isolierten Akt verantwortlich, nach dessen Erfüllung er ins Privatleben zurückkehrt; er ist für diesen Akt vor der Majorität der Zeit und des Ortes, wo er ihn erfüllt, verantwortlich, und ohne daß es ihm möglich ist, durch eine Reihe ähnlicher Akte der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit die Achtung dieses Publikums zu erwerben. Andererseits könnte die herrschende Partei, unter gewissen Umständen, auf die Ernennung permanenter Richter einen solchen Einfluß ausüben, sie könnte die Gerichte so ausschließlich mit ihren Hauptern oder Werkzeugen besetzen, daß eine Jury, bei deren Zusammensetzung der Zufall und die Verwerfungen eine große Rolle spielen, der Minorität und der ganzen Gesellschaft mehr Garantien der Unabhängigkeit und Moralität darböte. Doch ist die Erfahrung der Vereinigten Staaten der Jury nicht günstig.

Frankreich.

Die Kunst, die geistigen Fähigkeiten nach den Formen der Hand zu beurtheilen.

Ein Capitain d'Arpentigny hat kürzlich in Paris eine Schrift über eine ganz neue Kunst herausgegeben, die er Chiromantie nennt, welche von der Chiromantie sehr wohl zu unterscheiden ist, obwohl die alten Zigeuner und Wahrsager, als sie aus den Linien der Hand die Geschicke der Menschen und ihre Zukunft verkündeten, von der Kunst des Herrn d'Arpentigny schon etwas verstanden haben mögen. *) Wie Lavater einst die Physiognomie und Gall nachmals die Phrenologie zum unfehlbaren Kopf-, Herzens- und Seelenmesser machen wollte, so soll uns jetzt die Kenntniß der menschlichen Hand den Menschen selber kennen lehren.

Die Hand unterscheidet den Menschen vom Thiere. Die Hand ist das gewandtere Werkzeug, das Werkzeug par excellence, mit welchem die Natur uns ausgestattet, um die erreichbare Welt zu modifiziren und nach unserem Sinne umzugestalten. Es ist daher auch wohl kaum zu zweifeln, daß der göttliche Geist den Menschen nach ihren verschiedenen Fähigkeiten und Bestimmungen auch das äußere Werkzeug, mit dem er sie ausgerüstet, in verschiedener Weise zugetheilt. Derjenige, dessen Bestimmung ist, zu handeln und thätig in das Leben einzugreifen, hat gewiß eine ganz andere Hand, als der Philosoph oder der Künstler. Die Hand eines Sancho Panza hat sicher eine ganz andere Form, als die eines Don Quixote. Die zarte Hand des Weibes sagt überzeugender, als alle Bücher, die gegen die Emancipation der Frauen geschrieben werden können, daß sie nicht für der Männer harte Arbeit gemacht sey, zu welcher Muskelkraft und große Ausdauer erforderlich ist.

In der Gestalt offenbart sich der Geist; die Form steht augenscheinlich in Beziehungen zu den besonderen Eigenschaften dessen, was sie umhüllt: dies ist der Ausgangspunkt des Herrn d'Arpentigny, und dem Prinzipie nach möchte ihm kaum zu widersprechen seyn, wenn auch die Anwendung desselben in seiner Allgemeinheit wie in seiner Besonderheit eben so vielen Bedenken unterliegen dürfte, als die Regeln der Physiognomie und der Phrenologie.

Bei der Betrachtung der Hand, sagt der Verfasser der Chiromantie, ist Dreierlei in Erwägung zu ziehen: der Daumen, die Handfläche und die Finger.

Die Handfläche ist der Sitz der Instinkte. Sie offenbart uns das thierische Leben und zeigt die Einflüsse desselben auf unsere geistigen Anlagen. Eine zu kleine, zu dünne Handfläche deutet auf ein schwaches Temperament, auf eine Einbildungskraft ohne Wärme, auf einen mehr gewandten als umfassenden Geist. Das andere Extrem dagegen, eine zu starke und harte Handfläche, ist ein Zeichen vorherrschender thierischer Sinnlichkeit.

Die Finger sind entweder knotig oder glatt, laufen entweder spitz oder in eine Art von Quadrat aus. Knotige Finger deuten auf Ordnung in den Gedanken, so wie auch auf das Bedürfnis, in materieller Hinsicht wohl arrangirt zu seyn. Glatte Finger dagegen gehören Personen an, die mit Gefühl, Einbildungskraft, Phantasie ausgestattet sind; sie deuten vornehmlich auf künstlerische Organisationen. Derjenige, der mit konischen Knöcheln glatte Finger und einen kleinen Daumen verbindet, den hat die Natur unwidersprechlich zum Künstler geschaffen. Wer knotige Finger mit halb quadratischen und halb konischen Knöcheln und einem großen Daumen besitzt, kann sich als einen Philosophen, als einen Mann von Urtheil und Verstand betrachten. Quadratische Knöchel deuten im Allgemeinen auf Combinationsgabe, auf logisches Denken; spatelförmig auslaufende Knöchel auf praktischen Verstand, mehr auf Geschick, als auf Wissen. Der nordamerikanische Yankee erreicht nur darum so wunderbare praktische Erfolge, weil er so breite spatelförmige Hände hat. Starke Hände deuten auf einen Verstand, der mit Geringfügigkeiten sich gern beschäftigt und eine besondere Geschicklichkeit für das Detail besitzt. Mit solchen großen, spatelförmigen, aber geschmeidigen Händen hat der bekannte Maler R. in Paris seine frischen und zarten Blumen geschaffen. Wie indessen die Blumen-Malerei mit großen Händen zusammenhängen mag, kann nur ein Chiromantist erklären.

Das Edel-Animalische im Menschen sieht, der neuen Theorie zufolge, in der Hand, und der Mensch selbst in seinem Daumen. Ein großer Daumen deutet auf einen urtheilsfähigen, überlegten und resoluten Geist; ein kleiner Daumen dagegen auf einen unentschiedenen, beweglichen Charakter, der sich leicht von Begierden und Gefühlen leiten läßt. Herr Dupin der Ältere, dessen Wahlspruch Chacun pour soi, chacun chez soi ist, hat große, knotige und spatelförmige Hände, wie Herr von Arpentigny bemerkt.

Die elementaren Hände sind mit dicken Fingern ohne Geschmeidigkeit und mit stumpfen Daumen ausgestattet; die Handfläche ist von außerordentlicher Breite, Dicke und Härte. Dies ist der Charakter der Hand von der untersten Organisation, nach Herrn d'Arpentigny. Folgendes sind dagegen die Zeichen der Hand von höchster Organisation oder, wie sie der Verfasser nennt, der seelischen Hand (main-âme): Sie ist klein, zierlich und fein; die Handfläche von mittlerer Größe ist mit knotenlosen oder leicht wellenförmigen Fingern ausgestattet, der äußere Knöchel ist lang und schmal, der Daumen elegant und eher klein als groß.

Künstlerische Hände, nach der obigen Beschreibung, werden Alles mit Geschmack und Phantasie ausführen, quadratische mit Ordnung und Umsicht, philosophische mit Verstand und Vernunft, seelische Hände aber lieben nur ideale Werke und regen sich nur für göttliche Harmonien; solche Hände sind die Werkzeuge der großen Dichter, Inspirirten und Nachweltsherrschers.

Folgendes ist eine allgemeine Wahrnehmung: Welcher Art auch die Hand sey, wenn sie zu hart ist, so ist das ein Zeichen thierischer Kraft, heftiger Einwirkung der Begierden; ist sie dagegen zu weich, so wird das Individuum schwach, thatenlos, aber auch zärtlich und zartfühlend und empfindlich für die feinsten Nuancirungen seyn. Eine schöne oder vielmehr eine vollkommene Hand muß also fest ohne Härte, elastisch ohne Weichheit seyn.

Es wird dies genügen, um von der Theorie des Herrn d'Arpentigny einen ungefähren Begriff zu geben. Die Sache ist ganz neu und noch mancher Erweiterung fähig, woran man es, nachdem wir diese Anzeige davon gemacht haben, wohl auch in Deutschland nicht wird fehlen lassen. Der französische Verfasser selbst bescheidet sich, nur Andeutungen gegeben zu haben, indem er, wie er sagt, ein unerfahrener Schriftsteller sey und es daher Anderen überlasse, auf einem Felde zu ärndten, welches er zuerst angebaut. Jedenfalls zeugt sein Buch von großem Beobachtungstalent, das auch eine ernste Beachtung, nicht

*) La Chiromantie, ou l'art de reconnaître les tendances de l'intelligence d'après les formes de la main. Par le Cap. d'Arpentigny. — Paris, 1844.

aber, wie so leicht, namentlich in Frankreich, zu befürchten steht, wegwerfende Verpötlung verdient.

Spanien.

Calderon.

Aus dem überreichen Garten der Poesien Calderon's — er hinterließ mehr als hundert autos sacramentales, mehr als hundertundzwanzig Schauspiele und eine Menge von Liedern, Sonetten, Romanzen und anderen Gedichten — verpflanzte A. W. Schlegel die ersten Blumen auf deutschen Boden. Die deutsche Literatur wußte ihm Dank für diese Bereicherung; denn verdient Calderon auch nicht die ungemessenen Lobsprüche, mit denen sein Freund und Lebensbeschreiber, Don Juan de Vera Tassis y Villaruel, ihn überhäuft, so segnen und dennoch sein tiefer und reicher Geist, seine Gewandtheit und Formenfülle in Erstaunen. Die Freunde des Dichters mehrten sich, als Gries, in würdiger Weise den Fußstapfen seines Vorgängers folgend, neue Schätze zu den bereits gewonnenen fügte. Aber der sinnige, geschmackvolle Uebersetzer wurde viel zu früh für die Literatur von seinem Tagewerk abgerufen. Noch ein sehr großer Theil von Calderon's Schauspielen blieb unübersetzt, obgleich durch D. v. d. Maloburg, G. R. Bärmann, Andreas Schumacher und Frau Wilhelmine Schmidt geb. Rauen noch Manches übertragen wurde, was die beiden Muster-Uebersetzer unberührt gelassen hatten. In der verdienstlichen, bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden ausgewählten Bibliothek für Klassiker des Auslandes werden uns nun eben (in Band 36. 37. 38) neun fernere Schauspiele geboten. Der Uebersetzer, Herr Adolf Martin, hatte eine um so schwerere Aufgabe zu lösen, je höher die Ansprüche sind, welche das deutsche Publikum nach so vortrefflichen Leistungen der früheren Meister zu machen berechtigt ist. Die erste Uebersetzerpflicht, die Treue, hat er nun allerdings erfüllt, aber die zweite, die Vollendung der Form, scheint ihm zuweilen sehr sauer geworden zu seyn. Oft hat er gegen die Form gesündigt, weil er die Treue allzu ängstlich wahren wollte; er wird bei Gries noch fleißig in die Schule gehen müssen. Oft kann man mehrere Seiten hinter einander glatt fortlesen, dann stößt man plötzlich auf eine Stelle, die man grammatisch konstruiren muß, um sie zu verstehen, und zwar trifft dies nicht eben die schwersten Stellen des Originals, sondern zuweilen die allereinfachsten. So möchte z. B. wohl kaum Jemand die folgenden Verse beim ersten Lesen verstehen, besonders, wenn er nicht zuvor aufmerksam gemacht worden ist (Th. I. S. 108):

Da erscholl der Wiederhall
Zwei so ungewohnter Klänge,
Wie das sind hier im Gebirge
Von der Seite zu vernehmen
Trommeln und Trompetenstöße,
Und von jener Instrumente.

während das Original gar nicht klarer und ungesuchter laufen kann (En esta vida todo es verdad y todo mentira. Jorn. I.):

Aquí llegaron los ecos
De dos élassolas tan auevas,
Como son en estos montes
Oír de una parte trompetas
Y cajas, y de otra parte
Instrumentos

Eine biographische Einleitung und kurze Anmerkungen in der Weise, wie sie Lick dem Shakespeare oder Dohren den spanischen Dramen angehängt hat, wäre eine sehr wünschenswerthe Beigabe für das Buch gewesen.

Mannigfaltiges.

— Die arbeitenden Klassen in Deutschland und Frankreich. Der Central-Verein zum Wohle der arbeitenden Klassen, der sich in Berlin bei Gelegenheit der Gewerbe-Ausstellung gebildet, wird mit Recht als das erfreulichste Resultat der letzteren betrachtet, wenn auch noch andere Vortheile von ihr erwartet werden dürfen: namentlich die Gewinnung einer besseren Uebersicht derjenigen Zweige der Industrie, die eines wirksameren Schutzes als bisher bedürfen, um mit den Erzeugnissen des Auslandes konkurriren zu können. Resultate, die sich an eine solche Uebersicht und die daraus hervorgehende Ueberzeugung knüpfen, kommen zunächst dem Fabrikanten — was jedoch jener Verein bezweckt, das kommt dem Fabrikarbeiter selbst zu statten, und dieser bedarf augenscheinlich eines viel dringenderen Schutzes noch als jener, der in einigen europäischen Staaten nur allzu sehr schon geschützt ist, und zwar auf Kosten der Verzehrer, zu welchen der mit vielen Kindern gesegnete Fabrikarbeiter gewiß viel eher zu zählen ist, als zu den Produzenten. Der in Berlin gestiftete Verein, dessen Wirksamkeit sich über das ganze Land ausbreiten soll, hat sich demnach eine große Aufgabe gestellt, die er aber nur dann wird erfüllen können, wenn er sich genau damit bekannt macht, wo es seiner Vermittelung, seiner Hülfe und nöthigenfalls seiner direkten Einschreitung bedarf. Alle solche Vorschläge, wie die zur Errichtung von Spar- und Prämien-Kassen, von Unterrichts-Anstalten für die Jugend der arbeitenden

Klassen u. dgl., haben es gewiß auf das vortrefflichste darauf abgesehen, da entgegenzukommen und nachzuhelfen, wo der Boden an sich schon ein günstiger und kein innerer Schaden dem Wachstum und Reifen der Frucht überhaupt im Wege ist. Wo dies jedoch nicht der Fall, werden die Gelegenheiten zum Sparen und zum Unterricht nur wenig benutzt werden oder nichts fruchten; also vor Allem gilt es, jenen inneren Schäden nachzuspüren, die bald in den Verhältnissen der Arbeiter zu ihren Fabrikherren und bald in der Konkurrenz der Arbeit selbst ihren Grund haben, welche ins Maßlose gehende Konkurrenz wiederum eine Frucht des mißverstandenen Begriffes der Gewerbefreiheit ist. Denn wie jede andere Freiheit, bedingt auch diese ein Maß der sittlichen Selbstbeschränkung, ohne welche sie zur Lizenz oder brutalen Willkür artet. Freilich wird ein Verein mit seinen beschränkten Mitteln da nicht auszuweichen vermögen, wo solche Mängel sich finden, aber er wird doch der Gesetzgebung die Wege andeuten können, auf denen sie ihm entgegenkommen muß, wenn das, was zu ihm wirklich in seinem Bereiche liegt, von irgend einem praktischen Erfolge seyn soll.

Ähnliche Ansichten sind es wohl auch, von denen jetzt ein Theil der französischen Presse ausgeht, der, das Leere der heutigen politischen Manöver und Zeitungsgesefchte einsehend, darauf dringt, daß man sich ernstlicher mit einer Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Klassen beschäftige. Gleichzeitig hat einerseits Herr Ledru-Rollin und andererseits die stets rührige George Sand in den ihnen zu Gebot stehenden Blättern die arbeitenden Klassen aufgefordert, Petitionen an die Deputirten-Kammer zu richten, in welchen um Anstellung von Untersuchungen jenes Zustandes gebeten wird. Die französische Regierung hat bisher geglaubt, es sey das Mögliche für die arbeitende Klasse geschehen, wenn die Industrie mit aller Macht nach Außen geschützt werde; aber täglich mehr lehrt die Erfahrung aller Länder, daß es der Schutz nach Innen sey, den die Arbeit vor allen Dingen bedürfe. Inzwischen möchte die Kammer selbst wohl kaum die geeignete Körperschaft seyn, von der eine Untersuchung wie die in Rede stehende mit Nutzen geführt werden kann, und ein Verein, der, wie der unter uns entstandene, speziell die Aufgabe sich gestellt, mit dem Wohl der arbeitenden Klassen sich zu beschäftigen und der zum großen Theil aus sachverständigen Männern besteht, wie sie in solcher Anzahl in keiner gesetzgebenden Versammlung sich befinden, möchte hierzu wohl viel geeigneter seyn. In der That hat auch ein Organ der arbeitenden Klassen in Frankreich, die unter dem Namen L'Atelier erscheinende Zeitung, auf jene Aufforderung geantwortet, daß man zwar für die Theilnahme des Herrn Ledru-Rollin und anderer ehrenwerthen Deputirten sehr dankbar sey, daß jedoch vor Allem erwartet werde, die Herren Politiker machten sich selber erst mit Zuständen genauer bekannt, zu deren Sachwaltern in öffentlichen Blättern und auf der Rednerbühne sie sich aufwerfen. Am allerwenigsten aber, fügt das Atelier hinzu, seyen die Radikalen als die Repräsentanten des eigentlichen Volkes zu betrachten, das eben so, wie es immer in seiner Totalität sittlich, auch in gleicher Weise stets praktisch ist.

— Lesekabinet für die arbeitenden Klassen. Am 28. Oktober ist in einem Stadttheile Londons, in welchem die arbeitenden Klassen besonders zahlreich wohnen, ein Lesekabinet (a subscription reading room) für dieselben eröffnet worden, welches abendlich von 6 bis 10 Uhr — mit Ausnahme des Sonntags — gegen ein wöchentliches Lesegeld von zwei Penny (1½ Sgr.), das an jedem Montage voraus zu bezahlen ist, benutzt werden kann. Es liegen in diesem Lesekabinet alle mögliche Zeitungen und Zeitschriften auf, mit Ausnahme jedoch derjenigen, die eine theologische oder konfessionelle Tendenz haben; auch sind mit demselben einige andere geheizte und erleuchtete Räume verbunden, in welchen Erfrischungen zum Kostenpreise gereicht werden, jedoch wieder mit Ausnahme von Wein und Branntwein, so wie von Tabak. Das ganze Unternehmen geht von Menschenfreunden aus, die nicht allein keinen Gewinn damit beabsichtigen, sondern auch noch ansehnliche Beiträge subskribirt haben, um das Etablissement den arbeitenden Klassen zugänglich zu machen, die sonst die langen Winterabende in Tavernen und Spielhäusern zubringen pflegen.

— Gegen Dampfkessel-Explosionen. Ein französischer Physiker, Herr A. Chenot, der sich damit beschäftigt, die Ursachen der Dampfkessel-Explosionen zu untersuchen, findet den Grund dieser Explosionen in der Elektrizität, die sich durch das fortwährende Spiel der Stempel entwickelt. Die Schutzmittel, die man bisher angewendet, waren, wie Herr Chenot behauptet, gegen imaginaire Gefahren gerichtet und blieben darum meist ohne Erfolg. Denn trotz aller Genauigkeit und Vorsicht, mit der die Dampfmaschinen heutzutage gebaut werden, hören dennoch die Explosionen nicht auf. Chenot giebt nun in einer Broschüre die Mittel an, wie man die in dem metallischen Apparat angehäuften und gefahrdrohende Elektrizität neutralisiren könne. Gegen den Gebrauch in wissenschaftlichen Dingen ist diese Broschüre nicht zuerst dem Institut, sondern direkt dem Publikum vorgelegt worden. Dies beunruhigt die französischen Kritiker ein wenig, die nun nicht wissen, welchen Werth sie der neuen Ansicht beilegen sollen. — In England hat man gegenwärtig bei Dampfmaschinen eine Vorrichtung angebracht, durch welche angezeigt wird, daß das Wasser im Kessel bis zu dem Stande gefallen ist, den man dort als Hauptursache der Explosionen ansieht. Der Dampf steigt dann nämlich zu einer Röhre auf, die mit einer Pfeife in Verbindung steht, welche ein ähnliches gellendes Zeichen giebt, wie das durch die Lokomotiven bekannte.